



Regine Reichwein

Kinderseelenland

Symbolik und Erinnerung

— LESEPROBE —

©

Alle Rechte vorbehalten.

AMANI VERLAG
FRANKFURT AM MAIN

www.amani-verlag.de

Regine Reichwein
Kinderseelenland
Symbolik und Erinnerung

Regine Reichwein

Kinderseelenland

Symbolik und Erinnerung

AMANI – VERLAG

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de>
abrufbar.

© Amani-Verlag , Frankfurt am Main, 2010

Frankfurt am Main
Seckbacher Landstr. 16
D-60389 Frankfurt
E-Mail: info@amani-verlag.de
www.amani-verlag.de

ISBN: 978-3-86320-057-2
EAN: 9783863200572

Umschlaggestaltung: Suren Knolle-Akyüz, 60389 Frankfurt am Main
Coverbild: Aus der Serie „Family Life“ der englischen Künstlerin Liza Ekman,
z. Zt. Salzburg/Österreich.

Inhalt

Vorwort von Prof. Dr. Dieter Flader	5
Einführung von Dr. Barbara Strohschein	7
Gefährlicher Zorn	11
Verlorenes Selbst	21
Nichts füllt die Leere	27
Rhythmus der Einsamkeit	29
Selbstgenügsamer Halt	33
Schmerzendes Selbst	37
Tröstliche Phantasien	39
Vernichtender Weg	41
Keine Antworten	43
Misslingendes Verschlingen	45
Angst vor dem eigenen Leuchten	47
Vermeidendes Verständnis	51
Tödliche Grenze	53
Keine Fragen	55
Lustloser Körper	59
Anziehende Abgründe	63
Ausweglose Kreise	67
Todesangst auf dem Seil	71
Bequeme Ausreden	75
Blutiges Meer	77
Bedrohliches Spiel	81
Sterbende Sonne	85
Verurteilung zum Leben	87
Goldenes Kind	91
Sichere Trennung	95
Eingewickelt	99

Zwei Seiten des Flusses	103
Geschlossene Türen	107
Tötung der Spinne	111
Angst vor Zerstörung	113
Gläserne Kraft	115
Sehnsucht nach Verschmelzung	119
Drohende Rettung	121
Sichtweisen	125
Alpträume	129
Erzwungener Weg	133
Land der Wahrheit	139
Böse sein	145
Lieb sein	157
Verantwortlich sein	163
Leugnen	175
Nicht denken	177
Verdrängen	185
Weggeworfen	187
Gespalten	191
Festhalten	195
Splitter einer grünen Flasche	199
Verbotene Lust	203
Gelbes Schneckenhaus	207
Geheime Bündnisse	211
Nie zu spät	215
Sinnlose Fragen	221
Wer bin ich schon	227
Nirgendwer in Nirgendwo	235
Verlorene Wünsche	241
Verweigerungen	257

Versuchungen	261
Verständnis	267
Abhängigkeiten	273
Ablehnungen	277
Gleichgültigkeit	281
Gläserne Wände	287
Nachwort von Prof. Regine Reichwein	299
Literatur	307

Dieter Flader

Vorwort

Was macht die vielfältigen Bilder, Situationen und Erfahrungen dieses Textes für den Leser zunächst so irritierend – und im Laufe weiterer Lektüre so faszinierend?

Es ist der Ort, zu dem die Autorin den Leser führt: eine genaue Gegenwelt zum Alltag des sich öffentlich präsentierenden, die eigene Wirkung kalkulierenden Selbst, das in unserer Zeit schon seit Langem von den verschiedenen Spielarten der Psychologie umhegt, mit Ratschlägen zum Berufserfolg versorgt und in Ausrichtung auf das nicht definierbare Ziel des Authentisch-Seins als therapiebedürftig behandelt wird.

Was sich diesen Psychotechniken nicht fügt und was das Subjekt im Diskurs der Selbstverwirklichung von sich abspalten muss, weil nur „Positives“ sein darf, ist zentrales Thema dieses Textes – die Konfrontation mit dem schmerzhaften Prozess der Entwicklung des kindlichen Selbst als ein Prozess der Widersprüche, der Ohnmacht, der Angsterfahrungen und der Verzweiflung, die als dessen Schattenseite zur Kindheit ebenso gehören wie Erfahrungen der Liebe, der Sicherheit und des Glücks. Das „Ich“, das in einem Prozess tief greifender Desorientierung und Umbildung mit dieser Schattenseite der Kindheit konfrontiert wird – wie in einer Psychotherapie, die diesen Namen verdient -, erfährt diese Wiederbelebung bzw. Rückkehr zumeist in Traum-bildern und Märchen. Ganz verschiedene, aus der therapeutischen Arbeit mit Patienten stammende Erlebnis- und Problemkonstellationen sind in die Darstellung dieses Entwicklungsprozesses eingeflossen und zu den vielfältigen Aspekten eines Selbst verdichtet.

Diese Erfahrungen, die das „Ich“ aus der Perspektive eines Erwachsenen reflektiert und beurteilt, werden im Verlauf der Darstellung von drei Figuren begleitet: von dem Raben, der Hexe und dem Goldenen Kind. Sie symbolisieren die Selbstheilungskräfte des sich entwickelnden Selbst, indem insbesondere der Rabe und die Hexe dem „Ich“ Märchen erzählen, die helfen sollen, die darin veranschaulichten Situationen der Einsamkeit und der Verzweiflung als die eigenen wieder zu erkennen.

Mit dieser Konstruktion gelingt der Autorin, sichtbar zu machen, was sonst der Sprache sich entzieht: die Rätsel, unbeantworteten Fragen und Grundmuster psychischer Existenz, die in der Kindheit eine so große Rolle spielen, weil sie oft ungeklärt bleiben und vom Kind auch nicht artikuliert werden können.

Der Kunstgriff der Autorin, diese Fragen und die Erfahrungen der Grundmuster von Ausgeschlossen-Sein, von Größenphantasien, von Sehnsucht nach Liebe u. a. m. nicht an konkreten Bezugspersonen der Kindheit zu entwickeln, sondern solche Bezugspersonen ins Märchen zu verlagern – z.B. die Eltern einer kleinen Prinzessin – gibt dem leitenden Thema des Textes – der schmerzhaften Prozess der Entwicklung des kindlichen Selbst – eine besondere Intensität. Denn natürlich entwickelt sich dieses kindliche Selbst nur in Beziehungen zu seinen elterlichen Objekten, seinen primären Bezugspersonen. Deren Nicht-Anwesenheit als Personen, ihre Schattenhaftigkeit in Traumbildern und Transformation in Märchenfiguren verleihen dem Text seine Genauigkeit hinsichtlich der Kinderperspektive der Erfahrungen – aber auch seinen Schmerz.

Die Unsicherheit der Beziehung zu diesen elterlichen Objekten zieht sich wie ein roter Faden durch diesen Text - eine Unsicherheit, die Effekt einer heute weit verbreiteten Familienkonstellation ist. Darin ist die frühe Beziehung des Kindes zu seinen elterlichen Objekten von deren Verhaltensweisen geprägt, die für das kleine Menschenwesen verstörend wirken: entweder von einer rücksichtslosen Vereinnahmung des Kindes, oder einer Verständnislosigkeit oder gar Empathiestörung gegenüber seinen Wünschen. Die Traumbilder und Märchen machen anschaulich, wie die verschiedenen Formen der Nicht-Beachtung des sich entwickelnden Selbst des Kindes bei diesem Ohnmachtserlebnisse, Angst und Verzweiflung auslösen und so eine frühe narzisstische Wunde hinterlassen, die in der Welt der Erwachsenen, weil diese Wunde nicht heilen kann, auf unheilvolle Weise fortwirkt: als Vermeidung sozialer Begegnungen, als Unlebendigkeit, als eine vergebliche Sehnsucht nach Liebe, u. a. m.

So ist dieses Buch für alle geschrieben, die mit den Schattenseiten der heutigen Kinderwelt zu tun haben; die nach Bildern suchen, um das oft schwer Begreifbare dieser Welt fassbar zu machen; und die mit Misstrauen den Optimierungs- und Regulierungsprogrammen einer modernen Psychologie gegenüberstehen, die es doch eigentlich besser wissen sollte: dass ein psychischer Entwicklungsprozess ohne schwere Krisen und Erfahrungen der Desorientierung, in denen die Schattenseite der Kindheit wieder belebt wird, nur eine Schein-Entwicklung ist. Der Text „Kinderseelenland“ zeigt, warum.

Barbara Strohschein

Einführung

Es war einmal ein Kind - und wenn es nicht gestorben ist, dann lebt es immer noch: es wächst in einer Welt mit großen Menschen auf, die den Namen Eltern haben. Diese großen Menschen sind mächtig und undurchschaubar, sprechen unverständliche Sätze und tun geheimnisvolle Dinge. Das Kind ist klein und ohnmächtig. Es will den Großen nahe sein, es will verstehen, was geschieht. Es fragt, ruft, es schreit. Doch niemand hört zu. Die Großen haben keine Zeit. Sie sind damit beschäftigt, Irrgärten zu bauen und sich darin zu verstecken. Da Kind läuft sich die Füße und die Seele wund, um in die Mitte zu kommen, um Vater und Mutter zu finden. Doch vergebens. So träumt das Kind, an einer Hecke im Irrgarten verharrend, einen Traum, in dem es immer größer wird. Und eines Tages wacht es auf in einen engen Haus. Es ist erwachsen und sagt: der Traum war wohl ein Märchen! Als es nach dem Aufwachen jedoch aus dem Fenster sieht, liegt vor ihm ein Labyrinth, in dem ein Kind herumläuft und verzweifelt nach der Liebe sucht.

Das ist ein kurzes Märchen, in dem viele Kinder ein Leben lang eine Hauptrolle spielen.

Diese Kinder haben keinen, sondern viele Namen. Viele von ihnen haben das Märchen vergessen oder kennen das Ende nicht.

Doch wenn einige von ihnen sich erinnern und anfangen, es zu erzählen, halten sich alle die Ohren zu.

Es ist zu hoffen, dass das Buch „Kinderseelenland“, in dem von diesem Märchen die Rede ist, auf offene Ohren und Augen stößt. Es wäre nicht das erste Buch, das nicht nur angenehme Wahrheiten, doch dafür vielleicht ein heilsames Aufwachen und Wachwerden zu tage bringt.

Das Buch „Kinderseelenland“ entzieht sich den klassischen Genres. Es ist kein Roman, kein Sachbuch, kein Ratgeber, keine theoretische Schrift über seelische Konflikte. Doch es ist romanhaft, sachlich, gibt Rat und baut auf theoretisches Wissen wie therapeutische Erfahrungen auf.

Mit einem Mikroskop der Empathie wirft die Autorin einerseits einen scharfen Blick in die kindliche Seele und richtet mit dem Fernrohr des Erinnerns den Blick in die Vergangenheit, in den unendlichen Raum des Vergessenen und Verdrängten. Andererseits schildert sie in einer metaphernreichen Sprache die sich abspielenden Tragikomödien in einem Kinderseelenland - ein Ort, in dem ein jeder Mensch einmal gewesen ist.

Mit analytischem Verstand seziert sie die Grundkonflikte und mit ihrer Phantasie kleidet sie diese in beunruhigende Geschichten, die den Leser fesseln, stören und nachdenklich machen.

Das erzählende Ich taucht mit dem Leser in das ortlose Erinnern seelischer Dramen.

Das Ich ist alterslos, fühlt die Seele, fragt mit dem Geist und spürt, wie das, was es erlebt, in die Zellen des Körpers eindringt und schmerzt.

Präzise, ja mit schonungsloser Genauigkeit erfasst das Ich, was es eigentlich verdrängen muss: die Verurteilung zum Leben, die Einsamkeit, Bedrohung, die Suche nach Halt, nach ausbleibenden Antworten. Es blickt in Abgründe, die es fürchtet und die es anziehen. Es verweigert sich, versucht zu erzwingen, was es nicht bekommt. Es wird wütend, strengt sich an, um gesehen und anerkannt zu werden. Um den Schmerz nicht aushalten zu müssen, spaltet es sich, wirft weg, was ihm wert ist, verzieht sich ins Schneckenhaus, wünscht sich heraus, weil es weiß, dass es ohne andere Menschen nicht leben kann.

Die Autorin schildert, wie die widersprüchlichen Informationen aus nicht aufgelösten seelischen Konflikten zu einem Strom zusammenfließen, der unterirdisch, unaufhörlich und unbemerkt bis in die Erwachsenenseele hineinspült und bei jedem neuen Konflikt in Erscheinung tritt.

Jeder Erwachsene, der zulässt, sich zu erinnern, der eine Therapie macht, in Familienaufstellungen geht, ahnt, worüber das Ich in diesem Buch spricht.

Die Konflikte haben, wie schon gesagt, einen Namen und sind alles andere als diffus. Doch das Benannte wird hier in diesem Text nicht, wie in der Wissenschaft, ausdifferenziert und theoretisch abgeleitet. Es wird in eine scheinbar irrealen Bilderwelt gesetzt, die wie ein Film über das Unbewusste das Unbewusste in Symbolen und in einer innerseelischen Sprachwelt spiegelt. Damit wird das Unsichtbare sichtbar und lesbar, nicht von außen betrachtet, sondern von innen, vom Standpunkt des Erlebten und gleichzeitig eben auch – vom Standpunkt der Beobachterin.

So erscheint das Erkennbare und Benannte in Symbolen des Irrealen und Surrealen.

Die Bilderwelten erinnern an die Gemälde der Surrealisten, die die Verschränkung des Unbewussten mit der Realität in einer kollektiven Symbolwelt darstellten.

Der Fortgang des Geschehens im Buch nimmt mehr und mehr die Form unheimlicher Märchen an.

Das Buch ist ohne Anklage und Wehleidigkeit, sondern vielmehr ein aufrüttelnder Versuch, die Nicht-Kommunikation zwischen Eltern und Kindern, die man-

gelnde Liebe und die für das Kind daraus resultierende Selbstablehnung zu erfassen und vorzuführen.

Das erzählende Ich verbleibt dabei in der staunenden, leidenden Selbstwahrnehmung und beschreibt, wie diese Leidenserfahrungen nicht nur seelisch und geistig, sondern auch körperlich wirken.

Es gibt eine Reihe von Büchern, in denen Therapeuten, Kindertherapeuten und Psychohistoriker darstellen, wie die elterliche Erziehung (oder „Nicht-Erziehung“) auf die kindliche Seele wirkt. Sie schildern, wie die Eltern selbst, aus ihrem sozialen gesellschaftlichen und historischen Kontext heraus, in ihrer eignen Bedingtheit, mit ihrem unverarbeiteten Schmerz in der Aufzucht ihrer Kinder das weitergeben, was ihnen selbst geschehen ist. Zum Beispiel Autoren wie Alice Miller, Wolfgang Bergmann, aus der Sicht der Psychotherapeuten und Philipp Aries und Lloyd deMause aus der Perspektive der Psychohistorie.

In dem Buch „Kinderseelenland“ von Regine Reichwein ist die Perspektive auf die Seele des Kindes eine ganz andere als durch den analytischen Blick *von außen*.

Die langjährig tätige Therapeutin und Wissenschaftlerin Regine Reichwein führt in die Seele des Kindes selbst wie in die Seele des Erwachsenen, der mit seinem Bewusstsein und Wissen und der Kraft des Erzählens die erinnerten Seelenzustände und Konflikte eines Kindes aus der Ich-Perspektive erfasst und schildert.

Das Buch rührt, so merkwürdig dies angesichts der allseits behaupteten Aufklärung klingen mag, an ein Tabu. Man kann sagen, an ein Tabu, dass sich Erwachsene unbewusst selbst anlegen: der Kinderseelenraum darf nicht geöffnet werden. Die Angst, dort unbezähmbare Gespenster anzutreffen, ist zu mächtig. Die Angst hat ihren Grund!

„Kinderseelenland“ erlaubt den Blick in die Kinderseele, lehrt aber nicht nur das Fürchten, sondern das Verständnis für das, was der Mensch wird, wenn er aus dem Kindesalter in das Erwachsenenalter übergeht.

Es ist ein Buch für Therapeuten, Sozialarbeiter, für Eltern, für Lehrer und - für alle. Denn alle Menschen waren Kinder. Wer sich der eignen Kindheit öffnet (oder wieder öffnet), wird ohne Schmerz nicht davon kommen und doch gleichsam eine neue und alte Welt der Phantasie, der Neugier und der Schönheit entdecken.

Und abgesehen davon lädt das Buch ein, zu verstehen und zu lieben – ein Weg in die Heilung und Selbstheilung.

Gefährlicher Zorn

„Ich weiß, sie wird an den Ort kommen“, sagte die Hexe zum Raben, traurig und wütend zugleich, „sie will mit der Welt und sich selbst nichts mehr zu tun haben“.

„Sie träumt“, sagte der Rabe, „und vielleicht begreift sie, was sie sich antut, wenn sie aus Angst das hergibt, was sie zum Handeln braucht“.

„Sie wird es nicht begreifen. Mitleid und Ekel waren noch nie ein guter Boden für Erkenntnis“, sagte die Hexe, „aber ich will mit Dir zusammen hoffen. Was träumt sie denn?“

„Sie träumt den Traum vom Prinzen, der seinen Zorn verschenkte“, sagte der Rabe.

„Das kann doch nicht gut enden““, sagte die Hexe.

„Warte es ab“, sagte der Rabe. Aber die Hexe funkelte ihn nur böse an.

Ich stehe mitten in der Sonne. Es ist sehr heiß. Ich sehe mich um. Kleine Hütten aus Lehm lehnen sich an eine hohe Mauer. Dahinter ist eine große Burg, auch aus Lehm, mit sehr kleinen Fenstern und hohen Türmen zu sehen. Es ist staubig, und der gelbe Boden, auf dem ich stehe, scheint das Licht um mich herum noch gelber zu machen. Nur ein alter Mann ist zu sehen. Er sitzt neben dem Tor an der Mauer. Es wird immer heißer. Ich denke, es ist einer der Tage, die nicht zu Ende zu gehen scheinen, weil keinerlei Bewegung den Fortgang der Zeit mehr anzeigt. Der Mann sitzt auch unbeweglich da. Ich blicke ihn an und weiß, er will, dass ich näher komme. Ich gehe auf ihn zu und erschrecke mich. Große schwarzgrüne Fliegen kriechen über ihn hinweg. Sie sitzen selbst auf seinen Augäpfeln. Ich finde den Anblick entsetzlich und ekelhaft.

„Warum jagst du die Fliegen nicht fort“, frage ich den alten Mann. „Wozu“, fragt dieser zurück. „Stören sie Dich denn nicht“, frage ich. „Nein“, antwortet der alte Mann, „mich stört oder ärgert gar nichts mehr. Sieh mich an, ein Bündel Lumpen bin ich geworden, älter, als ich zu sein brauche, ohne Willen und ohne Widerstand. Kinder verhöhnen mich und Erwachsene werfen mit Steinen nach mir, und alles muss ich mir gefallen lassen“. „Ich verstehe das nicht“, sage ich, „wirst du denn nicht zornig?“ Und dabei fällt mir mein eigener ungeheurer Zorn ein, den ich oft meinem Vater und meiner Mutter gegenüber fühle und vor dem ich Angst habe. Ich wundere mich, dass mir das in diesem Moment einfällt. „Ich habe meinen Zorn irgendwie verloren“, sagt der Alte zu mir, „und ich wünschte mir, jemand würde mir seinen schenken.“ Dabei sieht mich der Alte ganz merkwürdig an. „Für manche Menschen“, fährt er fort, „ist Zorn sehr gefährlich. Er

kann so groß werden, dass sie damit das Liebste, was sie haben, töten“, und dabei sieht er mich wieder so an, als würde er diese Worte nur für mich sagen. Wir sehen uns schweigend an, und es ist, als würde ich mit mir selber kämpfen.

Plötzlich sagt der Alte, „willst Du mir nicht Deinen Zorn schenken? Du wirst der Herrscher dieses Landes sein, Zorn ist für Dich nur gefährlich. Nicht Du brauchst ihn, Deine Untertanen brauchen ihn, und ich habe von allen Deinen Untertanen am wenigsten davon. Ich brauche es, zornig sein zu können, um zu überleben. Ohne eigenen Zorn kann mich jede Fliege quälen, wie Du siehst. Du aber brauchst nur zu befehlen. Gib mir Deinen Zorn, Du weißt selbst, wie zerstörerisch und gefährlich er ist. Für Dich und für die Menschen, die Du liebst. Es wäre besser, Du wärest ohne ihn.“

Ich wundere mich über das, was der Alte sagt, und gleichzeitig gebe ich ihm recht.

Ich erinnere mich. Auch heute am frühen Morgen habe ich vor meinem Vater gestanden und nur denken können, „Ich bringe ihn um, ich bringe ihn um“. Und wie oft habe ich mir schon gewünscht, meine Mutter wäre tot.

Ich sehe den alten Mann an. Die Fliegen kriechen auf seinem Gesicht herum. Zwei Fliegen paaren sich an seinem linken Mundwinkel, und ich ekele mich über das, was ich da sehe. Ich kann es nicht mehr ertragen. Und ich sage zu dem alten Mann: „Ich schenke Dir meinen Zorn“.

In diesem Moment verwandelt sich alles um mich herum in eine graue Düsternis. Ich höre ein noch höhnisches Gelächter, es ist der Alte, der so lacht, und dann werde ich gleichgültig, entsetzlich gleichgültig. Ich merke kaum, dass Hände mich anfassen, aufheben und wegtragen.

Plötzlich sitze ich an einem Fenster in einem großen, kostbar eingerichteten Raum. Ich bin viel älter. Ich weiß, ich bin König. Mein Vater ist gestorben, meine Mutter in ein Kloster gegangen. Ich weiß auch, die Menschen in meinem Land leben in Armut und Unfreiheit und erwarten von mir, dass ich anfangs zu handeln, statt alles den Beratern meiner Eltern zu überlassen, die mich bisher erfolgreich immer wieder lächerlich gemacht, mich entrechtet und gedemütigt haben. Aber ich sitze da und betrachte mein Bild im Fenster. Gleichgültig sehe ich die Schattierungen von grau, die mich umgeben, obwohl die Sonne scheint und der Himmel blau ist. Ich bin dumpf und stumpf, denke ich und beschäftige mich eine Zeitlang damit, ob dumpf und stumpf mit f oder mit pf geschrieben werden, obwohl ich es genau weiß. Ich will aufstehen, ich muss irgendetwas tun. Aber ich weiß, ich kann es nicht. Meine Arme sind schwer, ich kann sie nicht anheben. Selbst meine Augenlider erscheinen mir wie dicke Fleischlappen, über die ich keine Kontrolle habe.

Ich atme kaum. Ich spüre nur eine innere Unruhe, die mir zeigt, dass mein Körper noch zu mir gehört. „Ich sitze mit dem Rücken zur Welt“, sage ich zu mir, und während ich diesem Gedanken noch verloren nachhänge, geschieht etwas, das mich erschreckt. Mein Rücken teilt sich längs meiner Wirbelsäule, ein langer heller Spalt entsteht, und aus dieser Spalte heraus kommt ein leuchtender Nebel, der sich langsam verdichtet. Ich habe den Eindruck, ich könne sehen, was sich aus dem Nebel herausbildet. Ich sehe eine Sonne entstehen, und während sie sich von mir entfernt, bilden sich Planeten. Sie beginnen mit der gleichen langsamen Bewegung, mit der der Nebel aus meinem Rücken fließt, sich um die immer kleiner werdende Sonne zu drehen. Einer der Planeten ist die Erde. Ich erkenne sie an der Form ihrer Kontinente, die vage durch die weißen Wolken schimmern. Je länger ich hinsehe, desto deutlicher kann ich alles erkennen.

Ich sehe Berge und Flüsse, Bäume und Sträucher, bis ich sogar Tiere und Menschen erkennen kann. Menschen, die miteinander sprechen, lachen und sich streiten, die sich begegnen und wieder auseinandergehen. Eine solche Fülle von Bildern alltäglicher Situationen entsteht aus dem hellen Nebel, der immer weiter aus meinem Rücken dringt, dass mir jetzt schmerzlich bewusst wird, nur ich sitze mit dem Rücken zu diesem lebendigen Geschehen.

Meine Augen wandern in den grauschwarzen Schattierungen des Raumes und des Fensters umher. Auch im spiegelnden Glas des Fensters kann ich nichts davon erkennen, was für mich ganz deutlich spürbar und sichtbar aus meinem Rücken herausfließt und sich ohne mich lebt. Ich versuche, mich umzudrehen, aber ich merke, dass mein Körper mir nicht gehorcht. Allmählich verblasst das Leben, das aus meinem Rücken herausfließt. Ich sehe diese lebendigen Bilder nicht mehr, und ringsherum ist wieder nur das schwarzgraue Belanglose.

Ich sitze allein in diesem Zimmer und habe das Gefühl zu schrumpfen. Meine Augen ziehen sich immer mehr in das Innere meines Kopfes, wie auf einen gemeinsamen Punkt, zurück. Mir scheint, mein unvermeidlicher Tod steht mir unmittelbar bevor. Die Angst, die ich fühle, wird immer größer und immer unerträglicher und verwandelt sich schließlich in eine unendliche Gleichgültigkeit, die sich langsam in mir ausbreitet.

Ich erinnere mich an das bunte und vielfältige Leben, welches sich aus dem hellen Nebel meiner gespaltenen Wirbelsäule entwickelte und von dem ich mich so ausgeschlossen fühlte. Ich war doch fast ein Schöpfer, zumindest eine Quelle des Lebens. Ich weine, ohne zu spüren, dass ich traurig bin.

Warum habe ich dem alten Mann meinen Zorn geschenkt. Ich weiß nur noch, dass ich seine Bewegungslosigkeit und sein Hinnehmen der grünschwarzen Fliegen nicht mehr ertragen habe. Und jetzt, denke ich, bin ich genau wie er. Die Menschen des ganzen Landes haben unter den böartigen Ratgebern meines Va-

ters zu leiden, und ich tue nichts dagegen. Stattdessen sitze ich bewegungslos in meinen Gemächern und starre in ein graues Schwarz oder schwarzes Grau, was gar nicht da ist. Ich sollte irgendetwas tun, denke ich.

Warum kommt eigentlich niemand, frage ich mich und denke zugleich, es ist ja auch noch nie jemand zu mir gekommen. Plötzlich glaube ich, mich zu erinnern, weshalb ich meinen Zorn verschenkte. Er war mir zu groß und zu vergeblich erschienen. Ich war ja fast erleichtert, ihn loswerden zu können. Nur, warum war mir mein Zorn so gewaltig, so gefährlich und so vergeblich erschienen. Das weiß ich nicht mehr.

Ich stehe auf und gehe zu der rotseidenen Klingelschnur, die neben meinem Bett hängt, und läute. Und als einer der Diener kommt, gebe ich ihm den Auftrag, die weisesten Männer meines Landes ins Schloss rufen zu lassen, weil ich eine Frage an sie habe.

Wieder wechselt die Szene, und ich denke, ich träume. Offensichtlich geht der Traum weiter, denn jetzt befinde ich mich in einem riesigen Saal, in dem sich eine Unmenge sehr unterschiedlich gekleideter alter Männer versammelt hat. Ich sitze auf einem erhöhten Thronessel, und die alten Männer sehen mich ehrerbietig an. Ich frage sie: „Woher kann es kommen, dass ein Mensch seinen Zorn als so groß und so vergeblich erlebt, dass er ihn am liebsten hergeben möchte oder es sogar tut.“ Ich sehe, wie die alten Männer erst erstaunt sind über die Frage und dann beginnen, darüber nachzudenken. Einige bleiben auf dem Platz sitzen, einige stehen auf und wandern hin und her, gehen zu den Fenstern und werfen Blicke hinaus. Manche fangen an, mit anderen zu reden, und ich sehe, wie heftig sie gestikulieren, sich teilweise sogar anschreien, ohne viel davon zu hören.

Dann kommt einer auf mich zu. Er ist wohl der Älteste von allen, und drei etwas jüngere gehen mit großem Respekt ein paar Schritte hinter ihm her. Der älteste sagt zu mir: „Verehrter Herrscher, es gibt viele Möglichkeiten, die dazu führen, dass ein Mensch seinen Zorn für zu groß und zu vergeblich hält, so dass er ihn hergeben möchte. Sage nun, Prinz, ob es sich bei diesem Menschen um einen Mann oder um eine Frau handelt, denn wir glauben, dass dieses einen großen Unterschied macht.“

Ich bin verwundert, denn obwohl ich in diesem Traum ein Mann bin, habe ich keinen großen Unterschied festgestellt, was mein Fühlen anbetrifft und mein Denken. Ich überlege, und dann sage ich, sie sollen es sowohl für eine Frau als auch für einen Mann herausfinden.

Und jetzt kann ich wieder beobachten, wie die weisen Männer miteinander beraten. Anscheinend strengen sie sich ganz gewaltig dabei an, denn kaum bringen die Diener riesige Platten mit Essen und große Krüge mit Wein und Säften, ist alles schon wieder aufgegessen und ausgetrunken.

Schließlich werde ich ungeduldig und sage ihnen, ich möchte jetzt ihre Ergebnisse hören. Wieder kommt der Älteste der Weisen auf mich zu und bittet um die Erlaubnis, sprechen zu dürfen. Ich nicke, und er beginnt mit den Worten, „Gnädigster aller Herrscher, verzeiht uns, aber wir haben uns nicht einigen können. Wenn Du gestattest, werden wir Dir nacheinander unsere Ansichten mitteilen. Wir haben beschlossen, der Älteste solle beginnen und der Jüngste enden. Und daher bitte ich um Deine Erlaubnis, anfangen zu dürfen.“

Ich nicke wieder, wundere mich insgeheim über die Sprechweise des Alten, beruhige mich aber damit, dass ich ja träume und höre zu. Und der Alte beginnt: „Es steht geschrieben, der Mensch solle sich die Erde untertan machen, und so erweckt Ungehorsam im Manne den größten Zorn. Und auch Gott, der ein Mann ist, wurde zornig, als Adam und Eva ihm gegenüber ungehorsam waren, und er vertrieb sie aus dem Paradiese.

Daher wird einem Manne, der keinen Gehorsam findet, sein Zorn allmählich immer gewaltiger und immer größer und schließlich, wenn ihm immer noch niemand gehorcht, auch vergeblich erscheinen. Eine Frau dagegen soll, so steht es geschrieben, dem Manne untertan sein. Daher wird ihr Zorn umso größer, je länger sie niemanden findet, dem sie untertan sein kann, bis auch ihr schließlich ihr Zorn als vergeblich erscheint.

Somit ist also das unbefriedigte Verlangen nach Gehorsam beim Mann und das unbefriedigte Verlangen nach Unterwerfung bei der Frau die Quelle des Zornes.“ Ich schweige und weiß nicht, was ich dazu denken soll. Darauf erhebt sich der Zweitälteste und beginnt zu sprechen: „Erhabenster Herrscher, die Erfahrung kriegerischer Auseinandersetzung zeigt, dass allein das unbefriedigte Verlangen nach Anerkennung der eigenen Stärke und Überlegenheit den größten Zorn im Manne erregt, und auch dieser Zorn kann, wenn ein Mann oder ein ganzes Volk in der Auseinandersetzung um diese Anerkennung unterliegt und verliert, in der Vergeblichkeit enden.

In einer Frau dagegen weckt es den größten Zorn, wenn der von ihr gewählte Mann nicht stärker ist als sie und andere und wenn er ihr und anderen nicht überlegen ist und wenn sie niemanden findet, der stärker ist als sie und ihr überlegen, dann wird ihr Zorn ihr, je älter sie wird und ihre Schönheit schwinden sieht, allmählich vergeblich erscheinen“

Auch hier schweige ich und denke, was für merkwürdige Begründungen, und darauf erhebt sich der Dritte und spricht: „Großer König, Gehorsam und die Anerkennung von Überlegenheit bedingen einander. Wieso sollte ich jemandem gehorchen, von dem ich weiß, dass er mich nicht zwingen kann, und wenn er mich zwingen kann, wäre Einsicht in das Unvermeidliche und nicht Zorn das, was als vernünftig und angemessen betrachtet werden kann.

Und der Mensch, Mann wie Frau, ist ein vernünftiges Wesen. Nichts erregt den Zorn eines Mannes mehr, als das Handeln eines anderen wider die Vernunft. So geht das Streben des Mannes dahin, der Vernunft zum Sieg zu verhelfen, und lebt er in Zeiten der Unvernunft, so wird sein Zorn darüber vielleicht vergeblich sein. Die Vernunft, so steht es geschrieben, ist wie die Natur des Weibes, sie kann nur geben, nachdem sie empfangen hat. Daher wird ein Weib zornig, wenn der Mann sie nur mit seinem Samen, aber nicht auch mit seiner Vernunft befruchtet, da er ihr dadurch die Erfüllung eines vernünftigen Lebens verweigert und sie den natürlichen Zweck ihres Daseins, der Vernunft des Mannes zu dienen, nicht erfüllen kann.“

Ich schweige weiter, und allmählich kommt mir die Frage, ob diese weisen Männer wohl auch so reden würden, wenn sie wüssten, dass ich eine Frau bin, die nur in diesem Traum als Prinz auftaucht. Aber ich gehe der Frage nicht weiter nach, weil sich schon der nächste erhebt und sagt: „Gütigster aller Könige, es geht nicht um Gehorsam, Überlegenheit oder Vernunft. Der Angriff auf die Ehre eines Mannes ist das, was seinen größten Zorn hervorruft, und ein ehrlos gewordener Mann wird seinen Zorn als vergeblich erkennen. Eine Frau hat nur ihren Ruf zu verlieren, und es gereicht ihr zur Ehre, über einen Angriff auf ihren Ruf zornig zu werden. Und hat sie ihren Ruf verloren, so wird auch ihr Zorn darüber vergeblich sein.“

Ich schweige immer noch, und deshalb spricht auch gleich der nächste weiter: „König der Weisen, im Kampf um die Wahrheit entsteht der größte Zorn. Der Mann wird zornig, wenn er die Wahrheit nicht vertreten kann. Die Frau, wenn man ihr eine Lüge nachweist.“

Und ich schweige, und einer der weisen Männer nach dem anderen erhebt sich und redet. Sie reden von gebrochenen Versprechen, von verletzten Prinzipien, von missbrauchter Moral, von Freiheit und Sklaverei, von unerwiderter Liebe und Eifersucht.

Und jedesmal stelle ich verwundert fest, dass es in den Köpfen dieser Männer große Unterschiede zwischen Mann und Frau gibt. Sie sagen, ein Mann brauche Freiheit wie das liebe Leben, eine Frau fühle sich dadurch nur bedroht.

Ein Mann würde sein Leben auf Grundsätzen aufbauen wie ein Haus auf Felsen. Eine Frau würde stets versuchen, sie zu zerstören und zornig, wenn es ihr nicht gelänge, während der Mann schon zornig würde, wenn man ihre Festigkeit bezweifelte. Ein Mann würde zornig, wenn man ihm Grenzen setzte, eine Frau genau dann, wenn es niemanden gibt, der sie begrenzt.

Ein Mann würde zornig, wenn andere Männer seine Frau begehrt, eine Frau, wenn ihr Mann von keiner anderen Frau gewollt wird.

Ich höre mir die Argumente an. Es gibt heftige Streitereien zwischen den weisen Männern, was wohl die Wahrheit sei.

Und während ich mir das so anhöre, scheint mir, als ob Männer auf der Suche nach der Wahrheit in den heftigsten Zorn geraten.

Ich fühle mich von den Aussagen der weisen Männer ziemlich unberührt, und ich bin überrascht über mich selbst, als ich mich erhebe und sage: „Weise Männer meines Reiches, ich habe gehört, was Ihr zu sagen hattet. Nun will ich hören, was die weisen Frauen meines Landes zu meiner Frage sagen werden.“

Wäre ich nicht der Prinz, ihr erhabener Herrscher, wäre ein Sturm der Entrüstung losgegangen. So aber erhebt sich nur der Älteste, verneigt sich und sagt: „Erhabener Prinz, ich bedaure, Euch enttäuschen zu müssen, aber weise Frauen gibt es in Deinem Lande nicht.“

„Und wieso nicht?“, frage ich.

„Es hat sie noch nie gegeben“, sagt der Alte, „die einzigen, die es gibt, sind Hexen. Sie sind nicht weise, sondern böse und gefährlich, und deswegen warne ich Euch vor ihnen.“

Ich frage, wo ich eine Hexe finden könnte. Sie sagen, sie wüssten es nicht, denn die Hexen würden sich vor ihnen verbergen. Hexen wüssten genau, dass sie verfolgt, gefangen und verbrannt würden.

Ich schweige. Irgendwie erscheint mir alles sinnlos. Alles, was die weisen Männer gesagt haben, kommt mir so bekannt vor und gleichzeitig so falsch.

Auf einmal stehe ich wieder allein in meinem Raum vor dem großen Fenster und blicke in den Park. Draußen ist es dunkel, ich kann kaum etwas erkennen. Dafür sehe ich mich selbst in dem spiegelnden Glas. Die Fenster gehen bis auf den Boden, und im unteren Teil ist ein schmiedeeisernes Gitter angebracht. So kann ich mich vollständig sehen. Ich sehe bleich aus, und ich erkenne mich nicht.

Mein Spiegelbild sieht mich kalt und verächtlich an. Es wird immer deutlicher und tritt plötzlich durch das Glas hindurch in mein Zimmer. Ich bin kaum erschrocken. Wir mustern uns stumm. Schließlich sagt das Spiegelbild: „Einer von uns beiden muss gehen; und da Du sowieso schon fast verschwunden bist, gehst Du.“

Ich fühle mich erleichtert. Ohne ein Wort zu sagen, drehe ich mich um und gehe. Niemand scheint mich zu sehen, während ich durch die Gänge und Treppen zu dem großen Tor gehe, an dem ich vor so langer Zeit den alten Mann getroffen habe.

Ich gehe hinaus und lasse alles zurück. Ich weiß nicht, wohin ich gehe. Ich gehe einfach die Wege, die mir unter die Füße kommen.

Ich gehe die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag und wieder die ganze Nacht wie in Trance. Es ist sehr heiß, und meine Füße müssten mir weh tun, ich

müsste Hunger und Durst haben, aber ich spüre nichts. Ich gehe und gehe, bis mir schwarz vor Augen wird und ich ohnmächtig werde.

Als ich wieder zu mir komme, liege ich auf dem Rücken in einer steinigen, hügeligen Landschaft und höre eine Stimme unter mir. Sie sagt: "Merkst Du eigentlich nicht, wie sehr Du uns belastest?"

Ich setze mich auf und drehe mich um, um zu sehen, woher die Stimme kommt. Die Steine, auf denen ich lag, haben alle Gesichter und kleine Stummelarme mit Händen, die anklagend auf mich weisen. Ich erhebe mich, um weiterzugehen, da höre ich die Grasbüschel zwischen den Steinen am Wegesrand schreien: „Zu uns brauchst Du gar nicht erst zu kommen, Du machst sowieso alles kaputt.“

Irgendwie kommen mir die Sätze bekannt vor.

Ich gehe vorsichtig zwischen den Steinen und den Gräsern auf die großen Bäume zu, die ich in einiger Entfernung stehen sehe, und dabei höre ich von überall her Stimmen. Die Blumen flüstern mir zu: „Geh weg, Du riechst, Du verdeckst unseren Duft.“ Und die Schmetterlinge, Bienen und die anderen Insekten werfen mir vor, dass ich sie erschrecke, dass ich sie vernichte und dass ich ihnen ihre Lebensgrundlage, die Blüten, zerstöre. „Wo Du lang gehst, da wächst kein Gras mehr“, sagt eine der Stimmen. Und eine andere: „Du nimmst wirklich auf nichts Rücksicht.“ „Du kannst einem wirklich alles verderben“ höre ich und wieder „Du machst aber auch alles kaputt“. Diese Vorwürfe habe ich schon oft gehört, aber ich weiß nicht mehr, wann oder von wem.

Als ich schließlich bei den großen Bäumen ankomme und mich in ihrem Schatten ausruhen will, hören die Vögel in den Zweigen auf zu singen: „Wir singen nicht für Dich. Unser Lied wird traurig, wenn Du uns zuhörst.“

Der Jasminstrauch, der am Rand der großen Bäume wächst, klagt: „Meine Schönheit schwindet, wenn Du mich ansiehst.“

Und dann höre ich die großen Bäume zu mir sprechen: „Unser Schatten ist nicht für Dich. Er wird schwül und drückend, wenn Du Dich in ihm aufhältst. Geh weg.“

Der kleine Hase, der plötzlich neben mir sitzt, meint: „Warum nimmst Du nicht Deine Füße in Deine Hände und rennst weg. Was willst Du hier? Alles ist Dir hier feindselig. Wenn Du so mutig wärest wie ich, wärest Du schon lange verschwunden.“

Ich wende mich ab und flüchte aus dem Schatten der großen Bäume. Ich renne und renne, während mich die vielen Stimmen ununterbrochen darauf aufmerksam machen, dass ich alles andere als willkommen bin. Ich halte erst inne, als ich die Schwingungen, welche die Stimmen in meinem Körper erzeugen, nicht mehr ertragen kann. Ich stehe still, und alle Stimmen scheinen sich zu einer einzigen zu vereinigen. Sie sagt mit einem tiefen Dröhnen zu mir: „Gehe mir aus meinem

Licht und gehe in den Schatten.“ Es ist die Sonne, die zu mir spricht. Mit Widerspruch in der Stimme und voll Trotz sage ich: „Ich komme aus dem Schatten, und auch da will mich niemand haben. Wo soll ich denn noch hin?“

Und die Sonne antwortet mir: „Hier ist kein Platz für Dich, denn dies ist Deine Welt.“

Ich erstarre. Ich kann das nicht begreifen, was sie mir mit diesen Worten sagen will.

„Wieso ist in einer Welt, die meine ist, kein Platz für mich?“, frage ich.

„Weil Du sie so geschaffen hast“, ist die Antwort.

Ich verstehe nicht, was mir da gesagt wird. Wieso ist in einer Welt, die ich geschaffen haben soll, kein Platz für mich, frage ich mich laut, ohne eine Antwort zu erwarten. Ich wundere mich aber trotzdem kaum, dass die Sonne zu mir sagt:

„Weil Du Deinen Zorn verschenkt hast.“

„Ich habe doch nur dem alten Mann helfen wollen“, rechtfertige ich mich.

„Nein“, sagt die Stimme, „Du hast Dir selbst helfen wollen.“

„Ich verstehe Dich nicht“, sage ich zu ihr.

„Du wirst mich noch verstehen“, ist die Antwort.

„Was soll ich denn bloß tun“, frage ich.

„Finde mich“, sagt die Sonne, überschüttet mich noch einmal mit ihren unerträglich heißen, blendenden Strahlen und verschwindet dann hinter dem Horizont. Da sehe ich auf einmal den Mond am Himmel stehen.

„Du wirst sicher auch gleich etwas zu mir sagen“, denke ich, aber der Mond schweigt.

„Warum sagst Du nichts zu mir. Etwa, dass Du gleich zum Neumond wirst, bloß weil ich Dich ansehe, oder so was Ähnliches.“

Der Mond schweigt weiter.

„Vielleicht willst du mir vorwerfen, dass Du in meiner Gegenwart nicht sprechen kannst“, sage ich zu ihm.

Der Mond schweigt.

„Wahrscheinlich willst Du auch, dass ich verschwinde“, schreie ich.

„Ich bin nur der Widerschein Deiner Welt“, sagt der Mond plötzlich, „und diese Deine Welt bleibt, ob Du da bist oder verschwindest, denn da sie so beschaffen ist, dass für Dich kein Platz in ihr ist, kann sie auch existieren ohne Dich. Meinetwegen kannst Du bleiben oder verschwinden, für mich ändert sich nichts. Ich spiegele Deine Existenz genauso wie Deine Nichtexistenz, denn Du hast die Sonne in Deinem Universum gelassen und damit meine Existenz gesichert. Nur für Dich hast Du nicht gut gesorgt.“ Und dann schweigt der Mond.

Stattdessen fangen die Stimmen wieder an. Eine klagt mich an, ich würde sie unglücklich machen.

Eine sagt, ich sei zu schwer, eine andere, ich sei zu leicht.

Ich sei zu dick, ich sei zu dumm, ich sei zu viel, ich sei zu wenig.

Ich schweige. Ich fühle mich gelähmt, ohnmächtig und leer. Ich spüre, wie das Leben aus mir herausrinnt wie kalter Schweiß.

Da versinkt auch der Mond hinter dem Horizont. Es wird dunkel um mich.

Ich sage mir, ich muss aufwachen, ICH MUSS AUFWACHEN.

Aber ich weiß nicht mehr, wohin ich aufwachen will. Ich weiß nicht mehr, wer ich bin.

Etwas ist geschehen, etwas, das nicht geschehen sein kann. Ich weiß es nicht mehr, ich kann es ja auch nicht wissen, weil es nicht wahr ist. Es ist nicht wahr, und ich bin nicht wahr. Ich weiß gar nichts mehr. Aber auch das will ich nicht wissen, ich will gar nichts mehr.

Verlorenes Selbst

„Was meinst Du, wohin sie aufwachen wird“, fragte die Hexe den Raben.

„Du weißt es doch“, sagte er traurig, „manchmal willst Du das Schreckliche wohl auch nicht wahr haben.“

„Ja“, sagte die Hexe, „und vielleicht ist es mir sogar recht, wenn sie am Ort aufwacht. Solange sie am Ort ist, habe ich mit ihrer entsetzlichen Welt auch nicht viel zu tun“.

„Vergiss nicht“, sagte der Rabe, „ihre Welt ist auch unsere, und erinnere Dich, wie lange wir alle schon warten.“ Da lachte die Hexe und sagte: „Ich habe schon fast vergessen, worauf“. „Grund genug, Dich nicht zu erinnern, hättest Du“, sagte der Rabe, „bei all dem, was Dir als Hexe widerfahren ist.“

„Sei stille“, sagte die Hexe, mit Tränen in den Augen.

Das Einzige, woran ich mich noch erinnere, ist das Geräusch einer sich leise schließenden Tür.

Und nun bin ich hier. Ich will hier nicht sein, aber ich bin hier. Ich weiß gar nicht genau, was das ist, was ich mit „hier“ bezeichne. Ich weiß nur, dass ich in alle Richtungen blicke und nichts sehe außer Schwarz. Ich weiß nicht, was oben ist und was unten.

Aber ich habe es schließlich und endlich geschafft. Ich habe beschlossen, dass das, wo mein Rücken ist, hinten ist. Wo mein Bauch ist, ist vorne. Wo meine Füße sind, ist unten. Wo mein Kopf ist, ist oben. Es hat lange gedauert, bis ich mich dazu entschlossen habe, dieses so festzulegen, weil es außer mir nichts gibt, woran ich mich orientieren kann. Aber dann habe ich gedacht, ich bin alles, was mir noch geblieben ist, und dann nehme ich eben einfach mich selbst.

Und ich gucke in die Richtung, in der ich meine Füße vermute, und bin glücklich darüber zu wissen, da ist unten. Und ich lege meinen Kopf in den Nacken und gucke nach oben, obwohl ich nichts erkennen kann, und sage mir, da ist oben. Und ich strecke zitternd vor Angst den Arm an meiner Rechten zur Seite in dieses Dunkle aus und sage mir, da ist rechts, und dann mache ich dasselbe mit meinem linken Arm und sage mir, da ist links.

Ich bin total erschöpft, ich glaube, kaum jemand kann sich vorstellen, was dies für eine Anstrengung für mich war. Aber ich habe es geschafft, ich weiß jetzt, wo „oben“ und „unten“ und „rechts“ und „links“ und wo „hinten“ und wo „vorn“ ist. Ich weiß zwar nicht, was hinter mir und was vor mir ist, was über mir und unter mir und rechts und links ist, aber ich weiß zumindest, welche Richtung es ist, und das ist schon sehr viel. Das ist mehr, als ich zu hoffen gewagt habe, und jetzt weiß ich es.

Ich habe es einfach bestimmt.

Ich wundere mich, woher weiß ich eigentlich, dass meine rechte Hand meine rechte Hand ist. Irgendwie muss ich mich erinnern, dass das, was rechts ist, auch rechts ist. Ich frage mich, woher ich diese Begriffe habe, aber ich werde es sicherlich irgendwann oder irgendwo - wobei ich nicht weiß, was es gewesen sein könnte -, gehört haben.

Ich denke nach, über das, was ich gerade getan habe. Ich denke, ich darf das nicht tun. Ich darf doch nicht von mir aus bestimmen, was oben und was unten ist. Es muss doch etwas außerhalb von mir geben, was mir sagt, was oben ist und was unten.

Aber soviel ich auch gucke, es gibt nichts um mich herum. Das Einzige, was ich sehe, ist ein dunkelgraues Schwarz, was auf seltsame Art und Weise flirrt, als bestünde es aus lauter winzig kleinen Teilchen, die ab und an leuchten. Mehr kann ich nicht erkennen.

Ich fühle keinen Druck auf irgendetwas von mir. Es gibt nichts, was ich als Schwerkraft betrachten könnte. Ich fühle mich weder schwer noch leicht, ich bin einfach, irgendwo.

Ich glaube, es bleibt mir wirklich nichts anderes übrig, als mich auf mich selbst zu verlassen, und auf meine Füße unten und meinen Kopf oben. Ich merke, dass meine Augen tränen vom ununterbrochenen in die Gegend starren, ob ich nicht doch irgendetwas erkenne, aber es ist nichts zu sehen. Es gibt keine Konturen, nur dieses merkwürdige Staubteilchenchaos um mich herum, was ich nicht durchdringen kann, was weit zu sein scheint und gleichzeitig ganz nah. Irgendwie gibt es keine Entfernung. Die einzige Entfernung, die ich merken kann, ist die von meinem Kopf bis zu meinen Füßen. Und je nachdem, ob ich mich zusammenziehe oder ob ich mich ausstrecke, wird die Entfernung größer oder kleiner zwischen mir und mir oder meinem Anfang und meinem Ende.

Wenn ich daran denke, dass ich selbst meinen Anfang und mein Ende dadurch bestimme, dass ich mich zusammenziehe oder ausstrecke, dann frage ich mich, was mir lieber ist. Und ich merke, dass es mir in dieser Situation zwar eine Abwechslung bedeutet, meinen Anfang und mein Ende zu verändern, größer oder kleiner zu werden, mich nach allen Seiten auszubreiten und wieder zusammenzuziehen, aber dass mir am liebsten ist, ganz zusammengezogen zu sein.

Ich versuche, mich in eine Kugel zu verwandeln, aber es gelingt mir nicht. Wenn ich lange genug so eng zusammengerollt bin, wie ich nur kann, merke ich, dass ich mich wieder ausstrecken will und habe Angst davor, wohin ich mich ausstrecke, weil nichts da ist, in das ich mich ausstrecken kann.

Merkwürdig finde ich, dass ich meine Lage verändern kann. Mit einiger Anstrengung kann ich meinen Kopf dahin bringen, wo meine Füße vorher waren. Es

kann sein, dass ich mich täusche, dass ich das nicht wirklich mache, weil ich nicht weiß, woran ich feststellen kann, dass mein Kopf jetzt da ist, wo meine Füße vorher waren. Ich erinnere mich vage daran, dass man sich nur dann bewegen kann, wenn man sich irgendwo abstoßen oder irgendwo festhalten kann, dass es irgendetwas geben muss, außerhalb von einem selbst, was die Bewegung ermöglicht. Aber ich merke, ich bewege mich irgendwie, ich weiß nur nicht, wie.

Ich bewege meine Beine, als würde ich gehen, und merkwürdigerweise habe ich das Gefühl, ich gehe vorwärts. Ich kann es nur daran feststellen, dass das Flirren der Staubteilchen um mich herum sich in irgendeiner Weise verändert, aber es kann auch sein, dass ich nur deshalb glaube, dass es sich verändert, weil ich es mir wünsche, dass ich mich vorwärts bewege, denn ich bin an einem Ort, an dem ich nicht sein will.

Ich möchte hier weg.

Manchmal mache ich meine Augen zu, taste mich mit meinen Händen vorwärts und spüre, dass ich immer ins Leere greife. Ich komme mir vor wie eine Pflanze, die mit dünnen Ranken kreist, um sich irgendwo festzuhalten und vorwärts zu ziehen.

Und ich sage mir, dass ich dabei vorwärts komme. Ich taste nichts, ich kann nichts fühlen, was ich anfassen kann, aber ich erzähle mir, dass ich mich auch im baren Nichts vorwärts bewegen kann und dass das Nichts vor mir weniger wird und hinter mir mehr.

Und dann denke ich darüber nach. Wie kann Nichts mehr oder weniger werden, und trotzdem - denke ich - ist es so. Ich stelle mir vor, ich wäre in einem Wald, der irgendwo anfängt und irgendwo aufhört. Woher weiß ich eigentlich, was ein Wald ist. Undeutlich erinnere ich mich, dass es Gegenstände gab, vor einem, neben einem, rechts, links und hinter einem, und dass die Gegenstände hinter einem mehr und vor einem weniger wurden, wenn man die Gegenstände an sich vorbeigehen ließ, dadurch, dass man selber ging, bis man irgendwann wieder im Freien stand, wo nichts mehr war. Und dann denke ich, dies ist genau das, was ich jetzt habe.

Ich spüre meine Hände und bewege meine Finger, ich fange an zu zählen, wie oft ich meinen kleinen Finger bewege, meinen mittleren Finger, meinen Zeigefinger, meinen Daumen. Ich öffne meine Faust, ich schließe sie wieder, ich öffne sie, ich schließe sie wieder, und außer, dass ich selber zähle, wie oft ich das getan habe, gibt es keine Zeit, weil es außer meiner eigenen Bewegung keine Bewegung gibt. Wenn es keine Bewegung außer meiner eigenen gibt, gibt es auch keine Zeit, die dadurch vergeht, dass etwas geschieht, außer ich tue es selbst.

Ich überlege, dass ich so etwas wie „gestern“ und „heute“ und „morgen“ einführen will, damit ich ein Gefühl dafür bekomme, dass etwas geschieht. Gestern ha-

be ich meine Finger zusammengetan zu einer Faust, und heute habe ich sie wieder geöffnet. Gestern habe ich mich zu einer Kugel zusammengerollt, heute strecke ich mich wieder aus.

Ich merke, wie sehr ich es vermisse, an irgendetwas anzustoßen, mich an irgendetwas anzulehnen, irgendein Gefühl meiner eigenen Schwere zu haben. Aber gibt nichts, was mich anzieht oder abstößt. Ich schwebe, ich treibe, ich weiß nicht, wohin. Ich habe nicht das Gefühl zu fallen oder zu steigen. Es ist ein unendliches Gleichmaß, was mich körperlich erfüllt. Ich habe Schwierigkeiten zu fühlen, wo ich anfangen und wo ich zu Ende bin. Ich merke, dass ich mich selber anfasse, um zu spüren, dass dieses noch ich bin und das, was ich nicht anfassen kann, nicht ich ist.

Ich verbringe heute damit, mich ununterbrochen anzufassen, um mich zu vergewissern, wo ich und wie ich anfangen und zu Ende bin. Ich fasse meine Zehen an, ich fahre über meine Beine, über meine Knie, meine Schenkel, meinen Bauch, meinen Hintern, meine Brüste, meinen Hals, meine Schultern, meine Arme. Ich bin ununterbrochen damit beschäftigt, meine Haut zu fühlen, um zu wissen, dass ich existiere.

Sonst würde ich mich in diesem grenzenlosen, flirrenden Staub anfangen aufzulösen.

Heute hatte ich eine Idee. Ich habe mir überlegt, dass es wichtig wäre, ein Gefühl von Wärme zu entwickeln. Da, wo es warm ist, bin ich. Da, wo es kalt ist, bin ich nicht. Auf diese Art und Weise brauche ich mich nicht ununterbrochen anzufassen. Ich spüre, wo es warm ist, und das bin ich. Da, wo die Kälte anfängt, bin ich nicht. Ich denke, ich habe jetzt die Möglichkeit, etwas weiter in mich hineinzuspüren, herauszufinden, was es außer meiner Haut und dem, was ich direkt unter meiner Haut fühle, vielleicht noch in mir gibt. Außerhalb von mir finde ich nichts.

Heute ist mir aufgefallen, dass ich nichts höre. Ich höre gar nichts. Ich spreche auch nicht. Ich habe das Gefühl, wenn ich etwas sagen würde, gäbe es kein Medium, um den Ton von meinem Mund zu meinen Ohren zu tragen. Ich denke, niemand wird mich hören, nicht einmal ich mich selbst.

Doch dann kommt mir der Gedanke, es gibt ja noch meine Knochen, sie können die Geräusche, die ich mit meinem Mund mache, wenn ich laut rede, für mich hörbar machen. Und nun habe ich den ganzen Tag, das, was ich als Tag bezeichne, damit verbracht, Geräusche zu machen und sie zu fühlen. Es war, in Anbetracht dessen, was ich sonst an Vergnügungen an diesem Ort habe, ausgesprochen lustvoll.

Bin ich ironisch, zynisch. Komisch, die Worte ironisch und zynisch kommen mir sehr neu vor, ich weiß nicht einmal genau, was sie bedeuten. Ich habe etwas zum Nachdenken.

Ich habe beschlossen, ich will etwas sehen. Ich habe lange in dieses Grauschwarz geguckt und versucht, etwas zum Sehen zu finden. Ich merke, wenn ich es schaffe, Verdichtungen von diesen grauschwarzen Partikeln, die eigentlich nicht da sind, hervorzurufen, dann gibt es so etwas wie Schatten, etwas, was im Verhältnis zu etwas anderem dunkler oder heller ist. Ich habe angefangen, Figuren daraus zu bilden. Es fällt mir noch sehr schwer, weil sich alles ganz schnell wieder auflöst, aber ich merke, ich habe einen Weg gefunden, etwas außerhalb von mir zu erzeugen.



*Das Grundlagenwerk
von Prof. Regine
Reichwein,
gelesen von
Katharina Koschny*



Regine Reichwein

Lebendig sein

Das Phänomen der Selbstorganisation und seine
Konsequenzen für unser Zusammenleben -
Strategien des Scheiterns und Gelingens

Die vollständige Lesung realisiert die Schauspielerin, Sängerin, Hörbuch- und Synchronsprecherin Katharina Koschny, unter Mitwirkung von Matthias Bernhold, der dem Kater Valentino seine Stimme leiht. Die Aufnahme, Mischung und das Mastering besorgte der Berliner Komponist und Musiker Rudy Redl; Regie führte Joachim Kunzendorf. Die Spielzeit beträgt über 10 Stunden. Ein seltener Hörgenuss.

Ein Grundlagenwerk, das für ein Umdenken plädiert, gestützt auf die neuesten Forschungsergebnisse aus der Hirnforschung, der Forschung zu selbstorganisierenden Systemen und der langjährigen therapeutischen Erfahrung der Autorin selbst.

Ab Juli erhältlich u.a. auf folgenden Download-Portalen: iTunes, audible.de, amazon.de, play.google.com, buecher.de, hugendeubel.de, sofortwelten.de, claudio.de, libri.de, jokers-audio.de, buch.de, download.buecher.de, mp3.saturn.de u.a.



Regine Reichwein
Verantwortlich handeln

Das Phänomen der radikalen Wechselwirkung und seine
Konsequenzen für unser Zusammenleben -
Strategien des Scheiterns und Gelingens

2014. 530 Seiten. € 34,95
ISBN 978-3-86320-064-0

»Verantwortlich handeln« enthält Wege, Hinweise und Übungen für die Erarbeitung eigener Kompetenzen, um ein freieres und glücklicheres Leben zu führen. Menschen als selbstorganisierende Systeme entziehen sich gezielter Beeinflussung und Kontrolle. Das bedeutet: unsere Vorstellungen davon, was Menschen angeblich einander antun können, wie sich gegenseitig zu ärgern, zu verletzen oder wütend zu machen usw., neurophysiologisch gesehen nicht möglich sind.

Trotzdem gibt es zwischen allen selbstorganisierenden Systemen aufgrund ihrer Besonderheiten Wechselwirkungen radikaler Art, die sich auch bei uns Menschen auswirken können. In »Verantwortlich handeln« geht es insbesondere um die Bedingungen und Konsequenzen dieser Wechselwirkungen, denen wir uns nicht entziehen können.



Regine Reichwein

Lebendig sein

Das Phänomen der Selbstorganisation und seine
Konsequenzen für unser Zusammenleben -
Strategien des Scheiterns und Gelingens

2010. 444 Seiten. € 29,80
ISBN 978-3-86320-057-2

Die Autorin entlarvt in ihrem Buch liebgewonnene und gesellschaftlich weit verbreitete Vorstellungen über „Macht“ und „Kontrolle“, „Opfer“ und „Täter“, „richtig“ und „falsch“ als zerstörerische Illusionen.

Die daraus resultierenden Konflikte eskalieren und erschweren konstruktive Konfliktlösungen.

Menschen als selbstorganisierende Systeme brauchen aber andere Prinzipien zum Überleben.

Mit Hilfe neuester Forschungsergebnisse, einer Fülle von Beispielen und den Kommentaren des Katers Valentino entwickelt die Autorin im Verlaufe des Buches, was es bedeutet, lebendig zu sein.



Regine Reichwein
**Glücklich werden -
suchen nach sich selbst**
Kulturelle Dynamiken in der Beziehung
zwischen Frau und Mann

2010. 312 Seiten. € 24,80
ISBN 978-3-86320-060-2

Das Buch ist eine Aufforderung, sich mit sich selbst und den verinnerlichten kulturellen Mustern auseinanderzusetzen, um auf der Grundlage größerer Bewusstheit befriedigendere Beziehungen zu anderen Menschen zu entwickeln.

Das Buch enthält sowohl romanhafte als auch theoretische kulturkritische Betrachtungen einer Tochter-Vater-Mutter-Beziehung und deren destruktive Konsequenzen für das erwachsene Leben der Tochter. Erinnerungen, symbolische Geschichten, Träume und Phantasien spiegeln den Versuch der Ich-Erzählerin, sich den verinnerlichten Konditionierungen zu entziehen, sich einer neuen Liebe zuzuwenden und glücklich zu werden.